

Wohngemeinschaften für das Wohnen im Alter

Schriftliche Hausarbeit zum Kurs 3242

angefertigt im Studienfach Mensch und Umwelt/ Hauptstudium
von
Werner Rother
Lange Gasse 11
92237 Sulzbach-Rosenberg

Matrikelnummer: 5898749

Themenstellung am: 17. 07. 2007
Arbeit eingereicht am: 11. 10. 2007

1. Einleitung	
2. Theoretische Grundlagen	7
2.1 Kompetenzmodelle	7
2.2 Kongruenzmodelle	9
3. Räumliche Bedingungen	12
3.1 Die Wohnung	12
3.2 Die Umgebung	15
1. 3.3 Barrierefreiheit	16
3.4 Realisierung	17
4. Die Befragung	19
4.1 Gestaltung des Fragebogens	19
4.2. Durchführung	21
4.3 Auswertung und Ergebnis	21
4.3.1 Befragte im Ruhestand	21
4.3.2 Befragte vor dem Ruhestand	28
4.4. Ergebnis	33
5. Fazit	35
6. Literaturverzeichnis	37
7. Erklärung	39
Anhang A: Fragebogen	
Anhang B: Auswertung	

Verzeichnis der Tabellen:

Ruhestand:

Tab.1: Wünsche nach Gemeinschaftsräumen in der WG

Tab.2: Gewünschte Infrastruktur in der Umgebung

Tab.3: Gründe für oder gegen eine WG

Noch nicht im Ruhestand:

Tab.4 : Wünsche nach Gemeinschaftsräumen in der WG

Tab.5: Gewünschte Infrastruktur in der Umgebung

Tab.6: Gründe für und gegen eine WG

Verzeichnis der Bilder:

Ruhestand:

Bild 1: gewünschte Größe des WG-Zimmers

Bild 2: Notwendigkeit eines eigenen WC, Bad, Küche

Bild 3: Wichtigkeit von Gemeinschaftsräumen

Bild 4: Anzahl der gewünschten Mitbewohner

Bild 5 : Gewünschte Infrastruktur der Umgebung

Bild 6: Gründe für oder gegen eine WG

Noch nicht im Ruhestand:

Bild 7: Gewünschte Größe des WG-Zimmers

Bild 8: Notwendigkeit eines eigenen WC, Bad, Küche

Bild 9: Wichtigkeit von Gemeinschaftsräumen

Bild 10: Anzahl der gewünschten Mitbewohner

Bild 11: Gewünschte Infrastruktur der Umgebung

Bild 12: Gründe für oder gegen eine WG

1. Einleitung

In unserer Gesellschaft wird dem Thema „Wohnen im Alter“ noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Werden Ehepaare älter, dann gehen zunächst die Kinder aus dem Haus, die Eltern bleiben meist in der nun zu großen Wohnung oder dem Haus wohnen. Stirbt der Partner, bleibt der Andere allein zurück und vereinsamt nicht selten. Spätestens wenn der Gesundheitszustand so schlecht wird, daß ein Alleinleben nicht mehr möglich ist, erfolgt meist der mehr oder weniger unfreiwillige Umzug in ein Altenheim.

Künftig wird es immer mehr Menschen geben, die allein leben und allein alt werden. Dabei sind diese Alten weit gesünder als dies bisher der Fall war, so unterscheiden Baltes (1997) und Laslett (1995) (zitiert nach Schneekloth, 2005, S.15) zwischen dem 3. Lebensabschnitt zwischen 60 und 80 und dem 4. der Hochbetagten ab 80. Die jungen Alten des 3. Abschnitts gelten als ebenso gesund und vital wie die Jüngeren, sie können aufgrund von Rente, Lebenserfahrung und Ersparnissen ihr Leben aber mehr genießen. Erst im hohen Alter ab 80 wird mit einer Zunahme von Krankheiten gerechnet, die eine Pflege oder zumindest Unterstützung nötig machen.

Es fragt sich, ob diese rüstigen „jungen“ Senioren so lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben sollten und wenn nötig in ein Heim ziehen oder ob es Alternativen hierzu gibt.

Das Leben in einer eigenen Wohnung hat einige Vorteile: Außer der Wahrung der Selbstständigkeit und Privatheit werden die Kompetenzen der Person ständig gefordert. Diese Forderung erhält die Kompetenzen auch.

Andererseits kann das Alleinleben schnell zur Vereinsamung führen, wenn das berufliche Umfeld mit der Verrentung wegfällt, die soziale Umgebung durch Wegzug oder Tod verarmt und sich die Welt ringsum so stark verändert, daß der alte Mensch sich darin nicht mehr zurechtfindet.

Des weiteren stellt ein eingeschliffener Alltag oft keine besonderen Anforderungen an kognitive oder soziale Kompetenzen mehr, so verkümmern Fähigkeiten oder liegen brach.

Eine Krankheit, die ein weiteres Alleinleben nicht mehr möglich macht, kann schnell kommen (z.B. Schlaganfall) oder sich unbemerkt einschleichen (Demenz). Wird dann die Übersiedlung in ein Heim nötig, so fehlt dem Betroffenen oft die Gelegenheit dies selbst ausreichend auszuwählen und vorzubereiten und ein erzwungener Umzug wirkt sich psychisch meist negativ aus.

Sollte man also präventiv ins Heim ziehen? Hiergegen spricht aber nicht nur der Verlust der Eigenständigkeit und die viel zu kleinen Zimmer in vielen Heimen, sehr negativ wirkt sich die dort vorhandene Fürsorge aus, die noch vorhandene Fähigkeiten der Bewohner schnell verkümmern lassen. Der Pflegefall wird „herbeigepflegt“.

Eine Lösung des Dilemmas stellt die Wohngemeinschaft alter Menschen dar. Hier können die Bewohner weiterhin selbstbestimmt leben, ihre Kompetenzen werden gefordert und zwar durch das soziale Miteinander und gegenseitige Hilfe mehr als beim Alleine wohnen. Kleine Defizite können ausgeglichen werden, eine „Überpflegung“ kann kaum stattfinden und im Notfall einer Pflegebedürftigkeit stehen die anderen Bewohner als Helfer zur Verfügung.

In der vorliegenden Arbeit sollen die Möglichkeiten und Bedingungen einer WG untersucht werden. Zunächst wird hierbei auf die theoretischen Modelle der ökologischen Psychologie des Alters zurückgegriffen, insbesondere Lawtons und Lantersmanns Kompetenzmodelle und Kahanas Kongruenzmodell und deren Bedeutung für die WG hinterfragt.

Dann werden die baulichen Bedingungen für eine WG dargestellt, mit Rückgriff auf einschlägige Vorschriften und ökopsychologische Erkenntnisse.

Die Frage ist aber: Wie groß ist tatsächlich die Bereitschaft, in eine WG zu ziehen und unter welchen Bedingungen wird dies in Erwägung gezogen?

Bislang leben nur etwa 250 000 ältere Menschen in solchen Wohnformen (KDA, 2006). Eine Umfrage von 1973 ergab bei älteren Menschen nur bei 2,1% die Bereitschaft eventuell in eine WG zu ziehen, bei einer Umfrage 1984/85 in München waren es schon 41,8%, in Mönchengladbach 1986/87

32,5 %. (Schachtner, 1989). Um festzustellen, wie groß heute die Bereitschaft ist und welche Bedingungen und Wünsche an so eine WG geknüpft sind, habe ich selbst eine Befragung durchgeführt.

Definition der Wohngemeinschaft

In vielen Publikationen, die sich dem Thema „gemeinsames Wohnen im Alter“ widmen, wird der Begriff „Wohngemeinschaft“ auch auf Projekte ausgedehnt, in denen die Menschen in normalen kleinen Wohnungen wohnen, aber im Wohnhaus Gemeinschaftsräume vorgesehen sind und von den Bewohner mehr Miteinander als üblich erwartet wird. Es handelt sich hier aber um normale Einzelwohnungen und ob es gelingt, die Bewohner zu mehr gemeinsamen Leben und gegenseitiger Hilfe zu bewegen, ist fraglich.

In dieser Arbeit wird die „Wohngemeinschaft“ enger als Gemeinschaft einiger Menschen verstanden, die in einer Wohnung zusammenleben, wobei die persönlichen Räume keine vollwertige Wohnung darstellen, so daß auch ein Zwang zur Nutzung der Gemeinschaftsräume entsteht.

Diese Form des Zusammenlebens stellt besondere Anforderungen an die räumlichen Bedingungen und nur durch dieses enge Zusammenleben kann wohl wirklich gewährleistet werden, daß niemand vereinsamen oder nötiger Hilfe entbehren muß.

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Kompetenzmodelle

Das bekannteste Modell der ökologischen Psychologie des Alters ist das Kompetenzmodell von Lawton. Lawton untersucht zum einen die Fähigkeiten, die ein alter Mensch hat und zum anderen die Anforderungen die die Umwelt an ihn stellt und vergleicht diese miteinander. (Lawton, 1982)

Kann der Mensch die Anforderungen gerade erfüllen, so bezeichnet Lawton dies als *Adaptionsniveau*.

Bei geringeren Umwelt-Anforderungen befindet sich der Mensch auf der sicheren Seite und muß sich nicht anstrengen, um mit seinen Lebensbedingungen zurechtzukommen. Sinkt das Anforderungsniveau aber zu stark ab, so führt diese Unterforderung zur Monotonie und Langeweile und zur Verkümmern von Fähigkeiten.

Den Bereich zwischen dem Adaptionsniveau und der Unterforderung bezeichnet Lawton als *Bereich des maximalen Wohlbefindens*.

Bei hohen Anforderungen kann die Person überfordert werden. Lebenswichtige Tätigkeiten können nicht mehr richtig ausgeführt werden, es bestehen Gefahren. Durch den andauernden Streß der Alltagsbewältigung wird der alte Mensch überfordert und es bleibt kein Spielraum für weitere Lebenserfüllung. Eine geringe Überforderung dagegen kann durchaus positiv wirken, denn vorhandene Potentiale werden gefordert und trainiert und es werden Erfahrungen erworben, die das Kompetenzpotential steigern können. Diesen Bereich sieht Lawton als *Bereich des maximalen Leistungspotentials*.

Die Überlegungen von Lawton sind dahingehend kritisiert worden, daß er die soziale Umwelt allenfalls in Ansätzen berücksichtigt hat. (Wahl & Lang, 2003)

Wie kann man diese Theorie auf die realen Lebensbedingungen umsetzen?

Das Leben in der eigenen Wohnung stellt viele Anforderungen in der Alltagsbewältigung, schließlich muß der Haushalt selbstständig erledigt werden, Einkaufen, Kochen, Waschen usw. Eine Unterforderung kann es hier trotzdem geben, denn die Fortführung eines oft jahrzehntelang eingeübten Lebens kann leicht zu Monotonie, Langeweile und Vereinsamung führen,

insbesondere wenn der Mensch mangels Gelegenheit oder sozialen Kompetenzen nicht in der Lage ist, Abwechslung, Anregung und Geselligkeit in Vereinen, Cafés oder ähnlichen Einrichtungen zu finden. Überforderungen können bei psychischen oder körperlichen Problemen auftreten. Teilweise können dann Hürden durch entsprechende Wohnungsanpassung beseitigt oder verringert werden, notfalls durch Umzug in eine geeignetere Wohnung. Freilich sind hier Grenzen gesetzt und wenn die Probleme zu groß werden, ist eine Hilfe oder Pflege durch andere Personen notwendig, die nur in Grenzen ambulant erfolgen kann.

Bei einer Unterbringung in einem Heim ist die Gefahr einer Überforderung kaum gegeben, dafür ist die Gefahr einer Unterforderung durch Dienste, die eigentlich nicht benötigt würden, groß.

Die Auswirkung des Heims auf den sozialen Umgang der Bewohner kann kaum allgemein eingeschätzt werden, dies hängt sehr von der sozialen Kompetenz des Einzelnen, der Gestaltung des Heims und den Angeboten dort ab. Hier ist sowohl eine Unterforderung durch fehlende Beschäftigungsmöglichkeiten und soziopedale Räumlichkeiten, aber auch eine Überforderung durch erzwungene Geselligkeit, zu kleine private Zimmer (oder gar Doppelzimmer) und damit Dauerstreß wegen mangelnder Privatheit möglich.

Das Wohnen in einer Wohngemeinschaft kann die Bedingungen für ein richtiges Adaptionsniveau schaffen: Das eigene Zimmer und die kleine Gruppe vertrauter Mitbewohner sichert die nötige Privatheit, ermöglicht aber auch sozialen Kontakt, wobei der Bewohner dies in weitem Bereich selbstbestimmt steuern kann. Der Zwang zum eigenen Haushalten erhält vorhandene Kompetenzen, mangelnde Kompetenz und Hürden können durch die Hilfe von Mitbewohnern ausgeglichen werden.

In der Phase des Eingewöhnens in die WG wird das Adaptionsniveau in den Bereich des maximalen Leistungspotentials überschritten, ebenso kann dies bei neuen Mitbewohnern oder außerordentlichen Ereignissen geschehen.

Dazwischen sinken die Anforderungen in den Bereich des maximalen Wohlbefindens, so daß das Verhältnis von Anforderungen und Kompetenzen um das Adaptionniveau in gesundem Maß pendeln kann. Sinken die Kompetenzen durch Krankheiten ab, so kann dies durch die Hilfe der Mitbewohner aufgefangen werden.

Auch Lantermanns Überlegungen zur Umwelt-Kompetenz alter Menschen setzen auf dem Verhältnis zwischen Kompetenz einer Person und Anforderungen der Umwelt auf (Lantermann, 1976). Betrachtet man seine Aspekte für die Umwelt im Hinblick auf eine WG, so läßt sich sagen: Der *optimale Stimulierungsgrad* der Umwelt entspricht dem Adaptionniveau bei Lawton und dem dort Ausgeführten. Die Lesbarkeit der Umweltbedingungen dürfte in einer WG durchaus gegeben sein, denn dieses Wohnen weicht hinsichtlich der unmittelbaren und weiteren Umgebung kaum von dem gewohnten Einzelwohnen ab. Lediglich die Situationen, die sich aus dem Zusammenleben ergeben, müssen neu interpretiert und gelernt werden, was aber eine Bereicherung der sozialen Kompetenzen bedeuten dürfte. Die *Verfügbarkeit von Handlungsalternativen* in einer Situation dürften zwar etwas geringer sein als beim Einzelwohnen, da auf Mitbewohner Rücksicht genommen werden muß, aber sie sind meist weit höher als in der stark strukturierten Umwelt eines Heims.

Die *Vorhersehbarkeit* der Komponenten dürfte bei gründlicher Information, Besichtigung und Kennenlernen, ggf. auch Probewohnen als Gast durchaus gegeben sein, zumal die künftigen Mitbewohner bei der Darstellung ihrer Anforderungen an einen neuen Mitbewohner und ihrer eigenen Eigenheiten ehrlicher sein dürften als manch eine Heimleitung.

2.2 Kongruenzmodelle

Auch die Kongruenzmodelle untersuchen Kompetenzen und Eigenschaften der Person im Verhältnis zu den Anforderungen und Strukturen der Umgebung, orientieren sich hier aber an einer guten individuellen *Passung* zwischen

beiden. Das bekannteste Kongruenzmodell stammt von Kahana. Sie differenziert nach 3 Umweltdimensionen und 4 Personeigenschaften, bei denen Passung mit ihrem Gegenstück bei Person bzw. Umwelt vorliegen sollte. (Kahana, 1982)

Auch wenn Kahanas Untersuchung auf der Umwelt von Altenheimen basiert, läßt sie sich auf WGs anwenden, schließlich kann eine WG auch als Mini-Heim betrachtet werden, das zwar keine Heimleitung hat, aber durchaus eine -meist ungeschriebene- Hausordnung.

Die *soziale Homogenität* dürfte bei WGs recht gut gegeben sein, denn der Einzug erfolgt ja freiwillig bei vorheriger Kenntnis der Mitbewohner. Meist finden sich Menschen mit ähnlicher sozialer Stellung, Bildung und Lebensanschauungen zusammen. Der Gesundheitszustand dürfte nicht weiter abweichen, als von der WG zu bewältigen.

Die *individuelle Autonomie* dürfte in weitem Maß gegeben sein, auch wenn das Zusammenleben Rücksicht und Spielregeln erfordert, sind diese doch flexibler als in einem Heim und mitbestimm- und veränderbar.

Eine *institutionelle Kontrolle* findet auch in der WG statt, wenn auch auf weniger offizielle und fixierte Art.

Betrachtet man Kahanas Personmerkmale so hängt die Präferenz für eine Wohngemeinschaft stark von der Bereitschaft der Person ab, *tolerant* gegenüber anderen zu sein, *Ambiguität* zu ertragen und die *sozialen Beziehungen auszuhandeln*. Wer stark strukturierte Regeln für das Zusammenleben vorzieht, die von einer übergeordneten Instanz durchgesetzt werden, wird sich eher für ein Heim entscheiden. Bei einer Präferenz für eine stärkere Stimulierung durch die Umwelt, ist eine WG geeigneter, sind doch hier ändernde Stimulierungen durch das Verhalten der Mitbewohner und neue Mitglieder gegeben oder durch Änderungen der Raumgestaltung erreichbar.

Wie die Bedürfnisse nach *emotionaler Expressivität* und die *Triebkontrolle* in einer WG befriedigt werden können, läßt sich allgemein nicht sagen, dies hängt sehr stark vom Charakter der Mitbewohner ab, auch für ein Heim lassen sich hier keine allgemeinen Aussagen treffen.

Im Allgemeinen dürfte das Leben in einer WG die Passung zwischen den

Bedürfnissen und der Umwelt eines Menschen gut ermöglichen, da die sozialen Beziehungen relativ flexibel sind und die Umwelt in weiterem Maß gestaltbar. Das Leben in einem Heim dürfte für Menschen mehr Passung ermöglichen, wenn die entweder Probleme bei der Sozialkompetenz haben und das Bedürfnis nach Vertrauen in professionelle Hilfe und fixierte Autoritäten oder wenn ihr Hilfsbedürfnis nur dort ausreichend gedeckt werden kann. Wer dagegen sehr viel persönlichen Raum und große Freiheiten und Autonomie wünscht, wird die eigene Wohnung nur im Notfall aufgeben.

3. Räumliche Bedingungen

3.1 Die Wohnung

Für eine Wohnung, die sich für eine Wohngemeinschaft eignet, gelten einige Bedingungen, die sie von normalen Familienwohnungen unterscheidet:

- Die persönlichen Zimmer müssen groß genug sein und sollten alle die gleiche Größe haben und sich in der Ausstattung entsprechen, um keinen Sozialneid aufkommen zu lassen.
- Es sollten mehrere Bäder oder zumindest WCs vorhanden sein, idealerweise in den Zimmern.
- Der Gemeinschaftsraum und die gemeinsame Küche sollen groß sein.
- Es werden insgesamt weit mehr Zimmer benötigt, als selbst in größeren Wohnungen üblich
- Die Wohnung muß insgesamt Behindertengerecht sein und DIN 18025 entsprechen.

Die persönlichen Bewohnerzimmer müssen groß genug sein, damit sie für alle Erfordernisse Platz bieten und wohnlich eingerichtet werden können. Meist wird eine Trennung von Wohn- und Schlafbereich gewünscht, welche mittels Raumteiler zwar leicht und flexibel hergestellt werden kann, freilich genug Raum voraussetzt. Mindestens 30qm sind wünschenswert.

Bei Kremer-Preiß und Stolarz (2006) wird zwar eine Mindestgröße von 12 qm akzeptiert (entsprechend der Heimbauverordnung), aber dies bezieht sich auf Wohngruppen für demente Menschen, die eher Heimcharakter haben und bei denen die Zimmer in erster Linie als Schlafzimmer dienen und sich die Personen tagsüber in den Gemeinschaftsräumen aufhalten, die dann entsprechend großzügig bemessen sein müssen. Selbstständig lebende Menschen werden dies sicher nicht akzeptieren und Zimmer fordern, die auch für einen ganztägigen Aufenthalt groß genug sind und ihre Autonomie und Privatheit sicherstellen. Auch Weeber und Hörmlle (1998) berichten von recht kleinen Räumen von 13 bis 25qm in den meisten bisherigen Projekten. Dort wird auch empfohlen, daß die Zimmer möglichst quadratisch sein sollten und die Anordnung von Fenster und Türen eine flexible Möblierung ermöglichen

soll. Auch werden hohe, schmalere Fenster empfohlen, durch die man auch im Sitzen sehen kann.

Kommunikationseinrichtungen sollten gerade für ältere Menschen gut verfügbar sein. Mit der heutigen Technik (ISDN, Router, DSL...) ist es problemlos möglich, jedem sein eigenes Telefon auf dem Zimmer, einen Internet-Anschluß und Fernseh-Programme zur Verfügung zu stellen. Wegen gesundheitlicher Bedenken bei der Verwendung von Funk-Technik (DECT, WLAN) sollten beim Bau genügend Kabel oder zumindest Leerrohre berücksichtigt werden.

Ein eigenes kleines Bad/WC zum eigenen Zimmer wird von den meisten Menschen besonders gewünscht, diese Ressource zu teilen ist oft schon aus zeitlichen Gründen unangenehm -dies gilt besonders für Menschen mit Problemen mit Inkontinenz-, aber auch wegen des besonderen intimen und hygienischen Aspekts dieses Bereichs.

Allerdings ist gerade der Aufwand solcher Installationen besonders kostenintensiv und problematisch und läßt sich mit der Forderung nach flexiblen Grundrissen, die auch als normale Wohnung benutzt werden kann, kaum in Einklang bringen. Zumindest müssen aber mehrere WC in der Gemeinschaftswohnung vorhanden sein, möglichst auch mindestens zwei Badezimmer, von denen eins den Anforderungen der Barrierefreiheit vollständig genügen sollte.

Die Gemeinschaftsküche soll ausreichend große Arbeitsflächen für das gemeinschaftliche Kochen bieten, -auch wenn mehrere Personen verschiedenes zubereiten wollen. Besonders attraktiv ist eine geräumige Wohnküche, in der auch ein großer Tisch für die gemeinsamen Mahlzeiten Platz hat. Außer dem gemeinsamen Essen bietet sich hier die Gelegenheit, die Essenzubereitung zum Gemeinschaftserlebnis werden zu lassen.

Auf jeden Fall muß ein Wohnzimmer vorhanden sein, in dem man gemeinsam fernsehen, spielen, sich unterhalten kann. Neben einem großen Sofa, auf dem

man zusammensitzen kann, sollte es auch noch Sitzecken geben, in die man sich etwas zurückziehen kann, beispielsweise zum Lesen.

Ein großer Balkon oder eine Terrasse und ein Garten ist natürlich auch wünschenswert.

In der Gemeinschaftswohnung sollte außer den Bewohnerzimmern auch noch ein oder zwei kleine Zimmer für Besucher vorhanden sein. Diese können für Familienangehörige oder Freunde, die über Nacht bleiben genutzt werden oder auch als Zimmer für eine Pflegekraft bei Wohngemeinschaften, die ambulant betreut werden.

Unbedingt nötig sind Abstellräume. Die Bewohner einer WG dürften weit mehr Besitz mitbringen, als in ihrem Zimmer Platz hat, denn von ihren Möbeln und anderen gewohnten Dingen trennen sich viele nicht gern. Hier muß auch beachtet werden, daß nur wenige Menschen bereit sind, das „Experiment“ Wohngemeinschaft zu versuchen, wenn es kein zurück gibt und daher ihre bisherige Wohnungseinrichtung vorläufig aufbewahren wollen. Neben einer „Besenkammer“ in der Wohnung ist sind genug Abstellräume in Keller oder Dachboden notwendig.

Schachtner plädiert dafür, daß der Übergang vom persönlichen Raum zu dem Gemeinschaftsräumen mit Übergängen, einer „abgestuften Öffentlichkeit“, erfolgt: „Das in der Architektur abgestufte Prinzip der abgestuften Öffentlichkeit bildet eine nötige Bedingung dafür, daß sich das Zusammenleben zwischen Nähe und Distanz, zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Alleinsein und Geselligkeit abspielen kann. Die Bewohner haben die Wahl, wo in diesen Spannungsfeldern sie sich verorten.“ (Schachtner, 1980, S.104).

Dieser Übergang wird im Flur und in der Küche gesehen, wo man sich nicht länger aufhält, sondern diese nur benutzt. Dies widerspricht allerdings der Idee, die Küche als Wohnküche zum Zusammensitzen zu gestalten. Der Flur sollte hier auch „nur“ ein Flur sein und nicht etwa ein in der Mitte angeordnetes Wohnzimmer, auf das sich die Zimmertüren öffnen. Diese Anordnung würde die Bewohner in den Zimmern auch zu viel Belästigung (v.a.Schall) aussetzen.

3.2 Die Umgebung

In der Meso-Ebene stellt sich die Frage nach der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnung, insbesondere danach, ob die Nachbarn ebenfalls ältere Menschen sein sollten, oder ob sich eine ganz normale Nachbarschaft mit allen Generationen empfiehlt. Für eine Konzentration älterer Menschen spricht, daß die medizinische und ambulante Betreuung dann effektiver zur Verfügung gestellt werden kann und daß die Umgebung auch eher an die Bedürfnisse der älteren Generation angepasst werden kann, was Kultur, Hobbies, soziale Treffpunkte und Barrierefreiheit betrifft. Außerdem gibt es in den USA die Erfahrungen mit Senioren-Siedlungen, in denen die Älteren lieber unter sich sind und gegen den Zuzug Jüngerer daher Restriktionen bestehen. Auf der anderen Seite wird die Entstehung von „Alten-Ghettos“ befürchtet, in denen die Bewohner von der sozialen Entwicklung abgekoppelt und isoliert werden und zum Anderen den Jüngeren die Erfahrungen und Hilfe der Älteren fehlt, wie sie in „Generationenhäusern“ vermittelt werden kann. (Schachtner, 1989). Entschieden muß dies letztlich von den Senioren selbst werden.

In der Makro-Ebene stellt sich die Frage, ob als Standort eher eine größere Stadt, eine Kleinstadt oder gar ein Dorf gewählt werden soll, bzw. ob die Wohnungen in der Stadtmitte bzw. Stadtteilzentren oder eher am Stadtrand gelegen sein sollten. Die meisten Menschen werden einen ruhigen Wohnort bevorzugen, möchten allerdings die gute Infrastruktur der Stadtkerne auch nicht missen.

Die beste Umgebung für ältere Menschen ist zweifelsohne die gewohnte Umgebung. Viele Menschen bleiben in ihren Wohnungen, obwohl diese in Ausstattung und Zustand völlig ungeeignet sind, weil sie ihr vertrautes Umfeld nicht verlassen wollen. Daher sollten WG-geeignete Wohnungen und Häuser überall errichtet werden, damit die Menschen sich nicht zu weit von ihrem bisherigem Lebensumfeld entfernen müssen.

Wichtig ist auf jeden Fall ein ausreichendes Angebot von Einkaufsmöglichkeiten, Cafés, Ärzten, Kultur in Nähe, um auch ohne Auto die Bedürfnisse befriedigen und am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können.

3.3 Barrierefreiheit

Wohnungen für ältere Menschen sollen die Richtlinien für barrierefreies Wohnen nach DIN 18025 erfüllen. Diese Vorschrift regelt Abstände, die Gestaltung von Treppen, Rampen und Aufzügen, die Anordnung und Höhe von Installationen, so daß sie für Gehbehinderte und Rollstuhlfahrer gut benutzbar sind. Für sehbehinderte Menschen ist an taktile Hilfen und gute Beleuchtung gedacht.

So muß überall dort, wo Rollstuhlfahrer wenden müssen, vor Aufzügen, Rampen und Freisitzen und zwischen Wänden außerhalb der Wohnung eine Fläche von 1,50 mal 1,50 frei sein, innerhalb der Wohnung genügt 1,20m Breite, zumindest, wenn nicht gewendet werden muß. Türen müssen 80cm breit, außerhalb der Wohnung 90cm breit sein und sollen 210cm hoch sein.

Natürlich sollten die Wohnungen ohne Stufen erreicht werden können, ggf. über Aufzüge und Rampen. Vorhandene Treppen müssen einen gut greifbaren ununterbrochenen Handlauf mit markierten Enden haben.

In der Wohnung soll es keine Schwellen geben, die Bodenbeläge sollen rutschfest und fest verlegt sein, Korridore hell und schattenfrei beleuchtet und mit Nachtlichtern ausgestattet. Installationen in Bad und Küche (Kocher, Spüle, Arbeitsplatte, Waschbecken) sollen unterfahrbar sein und geeignete Höhen aufweisen, am besten verstellbar.

Bislang sind nach einer Erhebung des Bundesministerium für Familie und KDA des nur eine 1,37% mit des Wohnraums für über 60jährige barrierefrei bzw. altersgerecht, hier gibt es noch großen Nachholbedarf. (KDA, 2006)

Auch die Umgebung der Alten-WG sollte den Richtlinien für barrierefreies Bauen entsprechen. Diese sind in DIN 18024 geregelt, Teil 1 gilt für Straßen, Plätze, Wege, öffentliche Verkehrs- und Grünanlagen sowie Spielplätze, Teil 2 für öffentlich zugängige Gebäude und Arbeitsstätten.

3.4 Realisierung

Sind schon normale Wohnungen in genügender Größe und geeigneter Raumaufteilung, die sich für Wohngemeinschaften eignen, schwer zu finden, so müssen Wohnungen, die alle Anforderungen hinsichtlich der Wünsche der Bewohner und der Barrierefreiheit erfüllen, erst gebaut werden.

Hier sind Investoren zurückhaltend, da sie fürchten, die Wohnungen dann nicht mehr anderweitig vermieten zu können. Weeber und Hörmle (1998) schlagen hierfür flexible Grundrisse mit herausnehmbaren Wänden oder Zwischentüren vor und geben in ihrem Gutachten beispielhafte Lösungen.

Daß sich die künftigen Bewohner von selbst zusammenfinden und diesen Bau finanzieren, dürfte die große Ausnahme sein. Dies ergibt sich schon aus einem „Motivations-Kompetenz-Dilemma“: Wer noch soviel Kompetenz besitzt, eine Wohngemeinschaft organisieren zu können, kann auch weiter allein wohnen, wer dies nicht mehr kann, kann auch keine schwierigen organisatorischen Anforderungen mehr bewältigen. (Weeber & Hörmle, 1998). Andererseits wird kaum ein Investor die Finanzierung eines WG-geeigneten Hauses übernehmen, wenn er sich nicht sicher ist, dieses auch kostendeckend vermieten zu können.

Hier sind die Gemeinden und die Träger sozialer Belange gefordert, Wohnprojekte zu initiieren und das Management für den Bezug zu übernehmen.

Hierzu bietet es sich an, Vereine zu gründen, in denen auch die künftigen Bewohner Mitglied werden können und diesen Mitbestimmung bei Planung, Ausführung und Belegung der Wohnungen einzuräumen.

Einige solche Projekte sind beispielsweise in Nordrhein-Westfalen recht erfolgreich durchgeführt worden, wenn es sich dabei auch eher um Haus,- denn um Wohngemeinschaften handelt. Hier wurden von 11 Projekten, 3 von der Stadt und 4 von einem Wohlfahrts- bzw. Pflegeverband initiiert. Nur 1 Projekt wurde von einem Wohnungsunternehmen, aber immerhin 4 von den künftigen Bewohnern, die sich in einem Verein zusammengefunden hatten, in Angriff genommen. (Stolarz e.a. , 1999)

Bei der Organisation ggf. nötiger professioneller Betreuung und Pflege muß

darauf geachtet werden, daß diese nur fallweise und individuell von den Bewohnern vereinbart wird, bzw. Pflege und Wohnen von unterschiedlichen Trägern gestellt werden, denn wenn Pflege im Mietvertrag eingeschlossen ist, kann eine WG unter die Heimverordnung fallen, mit entsprechenden Einschränkungen, Auflagen und Zwängen. (Schachtner 1989; Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, 2003)

Gefordert ist aber auch der Gesetzgeber, die Möglichkeiten der Förderung von Wohngemeinschaften zu verbessern. Bislang besteht zwischen der Förderung der Heimunterbringung und dem eigenständigen Wohnen eine Lücke, die es zu schließen gilt. Außerdem sind die Regelungen zwischen den Bundesländern sehr unterschiedlich und -zumindest bei Pflegebedürftigen- sind die Interessen von Krankenkassen, Pflegekassen und Gemeinden konträr, was zu Lasten der Betroffenen geht. (Florschütz, 2004; KDA 2006)

4. Die Befragung

Um herauszufinden, wie sich Menschen eine angenehme Wohngemeinschaft vorstellen, welche Ansprüche sie an Infrastruktur und Umgebung haben und ob und aus welchen Gründen sie in eine WG ziehen würde -oder auch nicht-, wurde eine Umfrage per Fragebogen durchgeführt.

Diese Art der Befragung weist leider einige Schwächen auf: Zum einen ist der Rücklauf ziemlich gering, weil viele Menschen der Aufwand zu hoch ist oder sie sich überfordert fühlen, vor allem aber dürfte das Ergebnis hinsichtlich der Akzeptanz des Einzugs in eine WG verzerrt sein, denn Menschen, die Vorbehalte gegen diese Wohnform haben, dürften an der Befragung weniger teilnehmen.

Mit einer mündlichen offenen Befragung, bei der diese Vorbehalte einfühlsam umschifft werden könnten, wäre diesem Problem eher zu begegnen, aber hier ist eine nachvollziehbare und vergleichbare Auswertung sehr schwierig und der hohe Aufwand von Interviews war in diesem Rahmen ohnehin nicht zu leisten. Außerdem hätte hier auch der üblichen Forderung der Trennung von Untersuchungsleiter und Interviewer nicht nachgekommen werden können.

4.1 Gestaltung des Fragebogens

Zunächst wurden einige biometrische Fragen gestellt, um herauszufinden, ob es Zusammenhänge zwischen den Ansprüchen und diesen Merkmalen gibt. So wurde nach Alter, Geschlecht, Kindern und Alleinleben gefragt. Außerdem wollte ich wissen, wie groß die jetzt bewohnte Wohnung ist, ob die Person schon im Ruhestand ist und ob bereits Erfahrungen mit dem Leben in einer WG vorliegen.

Die nächsten Fragen betrafen die Wünsche an die räumliche Gestaltung der WG. Hier wurde gefragt, wie groß das eigene Zimmer sein sollte und ob WC, Bad und Küche unmittelbar dazu gehören müßten oder sollten oder ob dies unnötig wäre. Außerdem wurde nach der Wichtigkeit (unbedingt notwendig/ wünschenswert/ nicht nötig) von den gemeinsam genutzten Räumen Wohnzimmer, Gästezimmer, Wirtschaftsraum, Hobbyraum, Garage,

Abstellraum, Balkon/Terrasse oder Garten gefragt. Weiter wurde gefragt, ob die Personen ihre vorhandenen Möbel vollständig oder teilweise mitnehmen oder sich lieber neu einrichten wollten.

Es folgten Fragen nach den gewünschten Mitbewohnern: Sollten diese vom gleichen Geschlecht, in ähnlichem Alter oder auch jünger sein und wie viele sollten es mindestens und höchstens sein? Besonders interessierte mich auch die Frage nach deren Gesundheitszustand. Sollten alle Mitbewohner noch gesund sein, oder dürften auch gebrechliche oder gar pflegebedürftige Personen darunter sein? Weitere Fragen sollten ein Bild von der gewünschten Umgebung geben: Sollen im Haus und in der Nachbarschaft ebenfalls ältere Leute leben oder soll es eine ganz normale Wohnbevölkerung sein? Wie wichtig (in 4 Stufen) werden in der Nähe Ärzte, Apotheken, ambulante Betreuung, Gaststätten und Cafés, Lebensmittelläden und öffentliche Verkehrsmittel geschätzt?

Sollte die WG in einer großen oder einer kleinen Stadt (und dort im Zentrum oder am Rand) oder gar am Land sein?

Die Befragten sollten außerdem angeben, ob sie im gleichen Stadtviertel, der gleichen Stadt oder deren Umkreis bleiben wollen, oder ob sie auch weiter weg ziehen würden, wenn es dort schön ist.

Zum Schluß wollte ich wissen, wie groß die Bereitschaft ist, in eine WG zu ziehen, mit 4 Antwortmöglichkeiten. Dann konnten noch die Gründe für und gegen ein WG-Leben angegeben werden. Vorgegeben waren die Aspekte: Nicht allein sein, Hilfe bei Krankheit, sich die Hausarbeit teilen und finanzielle Vorteile bei den pro-WG Gründen und zu wenig Privatsphäre, zu kleine Zimmer und zu viel Belästigung bei den gegen-Aspekten. Außerdem war hier die freie Nennung weiterer Punkte möglich.

Abschließend wurde noch nach den Alternativen zur WG gefragt: Solange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben, Betreutes Wohnen oder in ein Heim ziehen.

Der Fragebogen befindet sich im Anhang 1, hier wurden zur Auswertung die Spalten der Tabelle und die Codes für die Antworten zugefügt.

4.2 Durchführung

Dieser Fragebogen wurde im weiteren Bekanntenkreis und der Nachbarschaft verteilt und außerdem mit den gleichen Fragen in ein Internet-Formular umgesetzt und so per email verteilt und im Internet eingestellt. Unter anderem fand sich der VdK bereit, die Befragung eine Zeit lang auf seiner Web-Seite zu veröffentlichen.

Dem Fragebogen wurde ein Blatt vorangestellt, in dem der Sinn der Umfrage erläutert wurde und ganz kurz einige Vor- und Nachteile einer WG erwähnt wurden, um die Befragten anzuregen, ohne sie zu beeinflussen. Außerdem wurde Ihnen Anonymität zugesichert.

Der Rücklauf war leider geringer als erhofft, es trafen insgesamt 55 Antworten ein, wovon 31 aus dem Internet kamen, nur 14 der etwa 50 verteilten Fragebögen kamen zurück.

Die Antworten wurden in einer Tabelle zusammengestellt, wobei gebundene Fragen kodiert wurden. Zur Auswertung wurden die Antworten von Personen im Ruhestand getrennt, da deren Antworten nicht zu prospektiv sind und auch analysiert werden sollte, ob sich Unterschiede zu jüngeren Befragten ergeben.

4.3 Auswertung und Ergebnis

4.3.1 Befragte im Ruhestand

Es kamen Antworten von 25 Personen, die bereits im Ruhestand sind, davon 9 Männer und 16 Frauen. Das Alter war im Mittel bei 70,3 ($s=10,8$), wobei zwei frühe Rentner von 40 und 55 Jahren dabei waren, ansonsten reichte die Spanne von 50 bis 95. 5 Personen lebten allein, davon drei schon längere Zeit (über 15 Jahre), 5 waren kinderlos. WG-Erfahrung hatten von dieser Gruppe nur 3 Personen.

Bei der gewünschten Zimmergröße in einer WG gibt sich die Hälfte dieser Personen mit recht bescheiden Zimmern von 15 bis 22 qm zufrieden. 8 Personen stellten Ansprüche bis zu 30m. 4 Personen wollen recht viel eigenen Raum mit 40 bis 50qm. Der Mittelwert liegt bei 26,8qm ($s=10,9$). Eine Korrelation mit dem Wohnraum, der jetzt zur Verfügung steht, ist nicht vorhanden ($r = -0,07$).

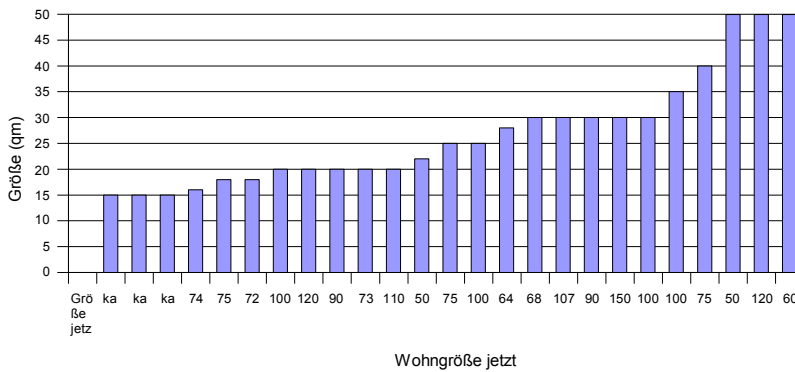


Bild 1: gewünschte Größe des WG-Zimmers

Fast alle Befragten wünschen ein eigenes Bad oder zumindest WC zu ihrem WG-Zimmer. Das Anspruch auf ein eigenes WC ist für 21 von 25 unverzichtbar, nur eine Befragte wäre auch mit gemeinsamen WC einverstanden. Auch auf ein eigenes Bad würden nur 2 verzichten, für 16 ist es unbedingt notwendig. Eine eigene Küche halten immerhin noch 9 der Befragten für unabdingbar und 4 für wünschenswert. 11 würden eine Gemeinschaftsküche bevorzugen.

Man könnte vermuten, daß es hier einen Geschlechts-Effekt gibt, daß Frauen ihren „angestammten“ Arbeitsplatz auch in einer WG für sich haben möchten, dies zeigt sich aber nicht. Interessant ist, daß es nur 4 gibt, die „wünschenswert“ angegeben haben, bei der Küche scheint es feste entweder Vorlieben zu geben.

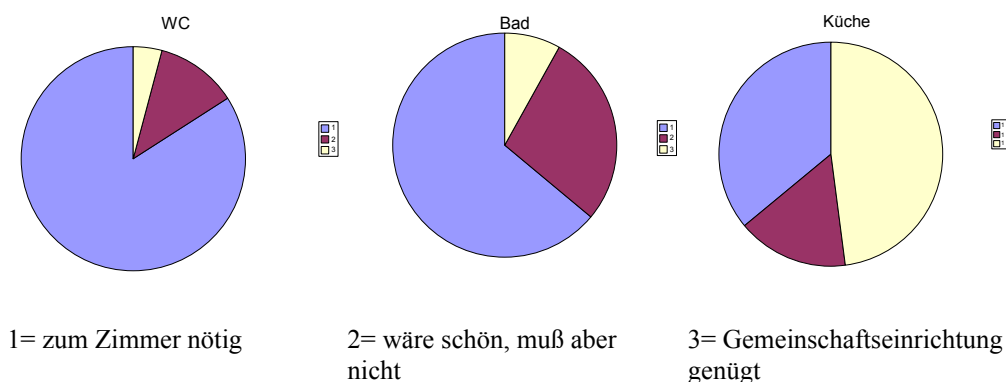


Bild 2: Notwendigkeit eines eigenen WC, Bad, Küche

Fast alle Befragten würden einen Teil ihrer Möbel mitnehmen wollen, nur wenige würden den Umzug als Chance für eine Neueinrichtung nutzen.

Ein gemeinsames Wohnzimmer wünschen sich 10 Personen, ganz drauf verzichten würden 6. Hier zeigt sich eine Spaltung zwischen Personen, die in der WG wirklich mit anderen zusammenleben wollen und solchen, die eher an ein Appartement denken, das in eine Gemeinschaft eingebettet ist, ohne daß ein Zwang zum Zusammenleben vorhanden ist. Denn die letzteren wünschen auch größtenteils größere Zimmer und meist eine eigene Küche: Bei den Befürwortern eines gemeinsamen Wohnzimmers liegt die mittlere Größe des WG-Zimmers bei 19,7qm, bei den „Verzichtern“ bei 33qm. Bei denjenigen die ein Gemeinschaftszimmer als Option ansehen liegt der Wunsch im Mittel ebenfalls bei 33qm. Ein Zusammenhang dieser Einstellungen mit Alter, Geschlecht oder Kindern läßt sich nicht erkennen.

Die Wünsche nach weiteren WG-Räumen sei tabellarisch dargestellt:

Tab.1: Wünsche nach Gemeinschaftsräumen in der WG

<i>Raum</i>	<i>Unb.Notwendig</i>	<i>Wünschenswert</i>	<i>Unnötig</i>	<i>keine Angabe</i>
Gästezimmer	6 (24%)	9 (36%)	6 (24%)	4
Wirtschaftsraum	5 (20%)	6 (24%)	9 (36%)	5
Abstellraum	12 (48%)	9 (36%)	2 (8%)	2
Hobbyraum	6 (24%)	6 (24%)	10 (40%)	3
Garage	7 (28%)	7 (28%)	7 (28%)	4
Balkon/Terrasse	13 (52%)	10 (40%)	1 (4%)	1
Garten	6 (24%)	7 (28%)	7 (28%)	5

Spitzenreiter in der Wunschliste ist ein Balkon oder eine Terrasse, dicht gefolgt von einem Abstellraum. Auf beides würde fast niemand verzichten wollen. Bei einer Garage und dem Garten verteilen sich die Wünsche gleichmäßig und einen Wirtschaftsraum sieht nur eine Minderheit als wichtig an, auch auf einen Hobbyraum würden die meisten verzichten. Ein Gästezimmer wird mehr als der Hälfte als zumindest wünschenswert angesehen.

Abhängigkeiten von den biographischen Daten konnte nirgends festgestellt werden.

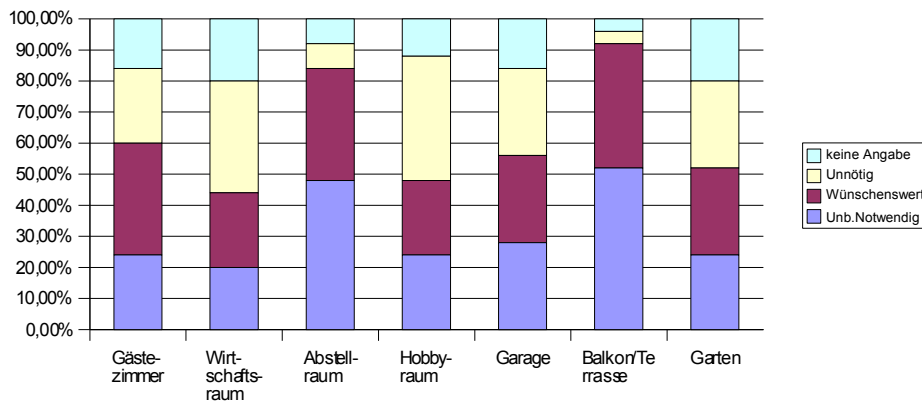


Bild 3: Wichtigkeit von Gemeinschaftsräumen

Bei der Zahl der gewünschten Mitbewohner machten 7 Befragte leider keine Angaben und zwei wünschten sich sehr viele WG-Mitglieder, einer sogar bis zu 50, was die Größenordnung eines Heim hat. Ansonsten liegt der Schwerpunkt bei mindestens 3-4 und max. 5-6 Leuten, drei wollten nur maximal 3 Mitbewohner akzeptieren. Die Akzeptanz lässt sich auch folgendermaßen darstellen:

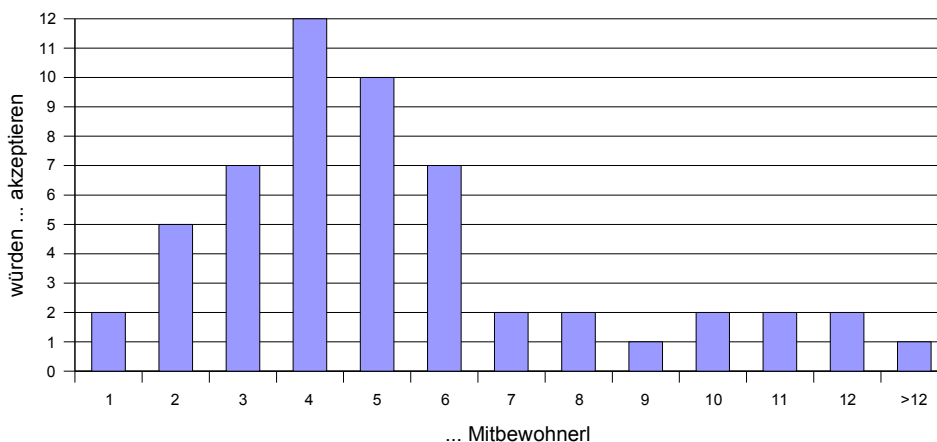


Bild 4: Anzahl der gewünschten Mitbewohner

Beim Alter gibt es nur 2 Befragte, die mit Gleichaltrigen zusammenleben möchten, alle anderen möchten Menschen verschiedenen Alters in der WG haben, vor allem auch jüngere. Beim Geschlecht akzeptiert die Mehrheit von 16 (64%) Männer und Frauen in der WG, 7 (28%) wollen nur mit dem gleichen Geschlecht zusammenleben, dieser Wunsch ist bei beiden Geschlechtern etwa gleich verteilt.

Bei der Gesundheit sind nur 2 Befragte bereit, Pflegebedürftige in der WG zu haben, eine Mehrheit von 15 würden wenigstens gebrechliche Personen akzeptieren und 7 möchten nur mit Gesunden zusammen wohnen. Hier zeigt sich erstmals ein deutlicher Zusammenhang mit dem Geschlecht: Von diesen 7 sind 5 Männer und 2 Frauen, ein Zusammenleben mit Kranken halten dafür 13 Frauen, aber nur 4 Männer für akzeptabel, oder relativ:

55% der befragten Männer und 13% der Frauen wollen nur mit Gesunden zusammenleben, die Unterstützung Gebrechlicher halten 45% der Männer und 86% der Frauen für möglich und nur 8% aller würden Leute auch mit pflegen und dies sind Frauen.

Bei der Altersstruktur der Umgebung gab ein ein klares Votum gegen eine „Alten“-Siedlung. 17 der 25 wollen sowohl im Haus, als auch in der weiteren Nachbarschaft mit Menschen aus allen Generationen zusammenleben, 6 von 25 würden ältere Menschen als Hausnachbarn bevorzugen, aber auch sie wünschen sich ansonsten eine durchmischte Nachbarschaft.

Die Wünsche an die Infrastruktur der Umgebung:

Tab. 2: Gewünschte Infrastruktur in der Umgebung

	<i>Sehr wichtig</i>	<i>Wichtig</i>	<i>Weniger Wichtig</i>	<i>Unwichtig</i>	<i>k.A.</i>
Ärzte	16	8	1	0	0
Apotheke	12	9	4	0	0
amb.Betreuung	6	12	5	0	2
Café/Kneipe	3	5	9	2	6
Lebensmittel	13	7	3	0	2
Busse/Bahnen	9	7	4	3	2

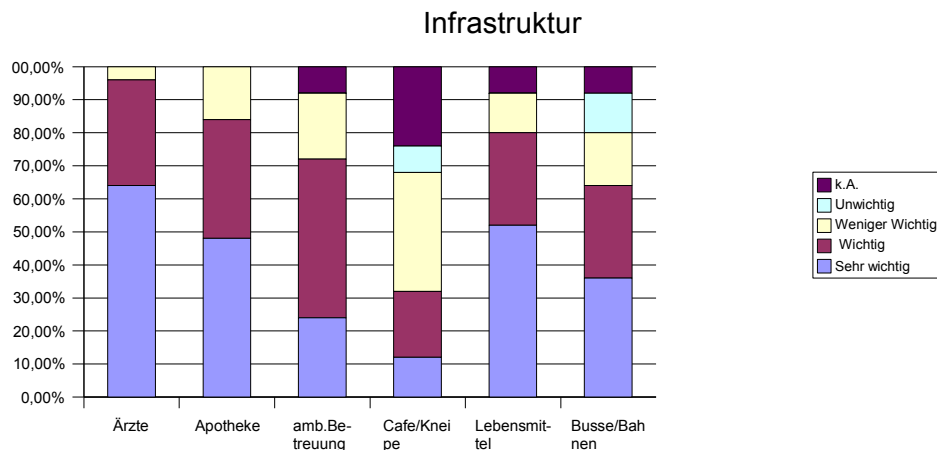


Bild 5 : Gewünschte Infrastruktur der Umgebung

Ärzte und Apotheken werden von fast allen Befragten als sehr wichtig oder wichtig in der Umgebung gewünscht, auch Lebensmittelläden müssten vorhanden sein. Ambulante Betreuung rangiert etwas dahinter und wird von 18 der 25 als zumindest wichtig eingestuft, allerdings mag die Frage auch etwas falsch eingeordnet sein, denn bei „ambulanten“ Dienstes scheint ja die Nähe keine Rolle zu spielen.

Wenig Interesse finden Cafés oder Gaststätten, nur für ein Drittel wäre dies wichtig. Verfügbarkeit des öffentlichen Nahverkehrs ist für 64% wichtig oder sehr wichtig. Die drei, für die solche Verkehrsmittel unwichtig sind, sind mit 73, 77 und 95 Jahren wohl zu alt um auf die Mobilität durch ein eigenes Auto zu vertrauen und haben anscheinend kaum das Bedürfnis wegzufahren.

Die Frage nach der Nähe einer Wohngemeinschaft zum jetzigen Wohnort wurde von 10 der 25, also 40% mit „Egal, wenn es dort schön ist“ beantwortet. Es scheint, daß die Menschen keineswegs so standortgebunden sind, wie meist angenommen. 13 Befragte möchte aber schon in der gleichen Stadt oder gar im gleichen Stadtviertel bleiben. Hier zeigt sich ein Zusammenhang mit dem Alter: Die eher Ortsgebundenen sind im Schnitt 73,3 Jahre, die Mobilen 65,9 Jahre.

Bei der gewünschten Wohnlage wird eine ruhige Lage bevorzugt, nur 2 möchten in einer großen Stadt und dort sogar in der Stadtmitte leben, 15 wollen eine kleine Stadt als Wohnort und davon möchten die meisten lieber an den

Stadtrand. Nur 3 würden aber in ein Dorf ziehen wollen.

Die Bereitschaft, in eine WG zu ziehen erstaunt: Nur 1 Person lehnt dies völlig ab und eine antwortete „eher nicht“. Von den anderen antworteten 9 (36%), daß sie „auf jeden Fall“ in eine Wohngemeinschaft ziehen würden, und 13 (52%) möchten dies erst einmal ausprobieren, wenn sie die Gelegenheit dazu hätten.

Als Gründe für oder gegen eine WG wurden genannt:

Tab.3: Gründe für oder gegen eine WG

<i>für WG</i>		<i>gegen WG</i>	
nicht allein zu sein	18	zu wenig Privatsphäre	7
Hilfe bei Krankheit zu haben	17	mein Zimmer wäre zu klein	8
sich die Hausarbeit teilen	10	zu viel Belästigung	12
Finanzielle Vorteile	11		

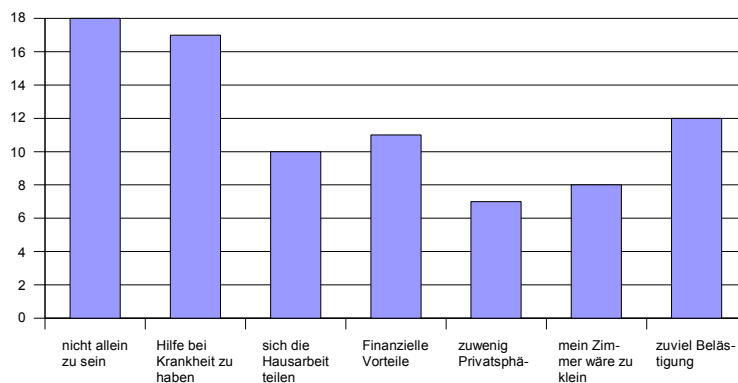


Bild 6: Gründe für oder gegen eine WG

Der wichtigste Grund in eine WG zu ziehen wäre also, der Einsamkeit im Alter zu entfliehen, aber auch, bei Krankheit versorgt zu sein. Letzteres widerspricht vielleicht etwas der geringen Bereitschaft, auch Pflegebedürftige zu versorgen. Freilich ist „Krankheit“ nichts eindeutiges und muß nicht ständige Pflegebedürftigkeit bedeuten.

Als Grund gegen das Leben in einer WG wird vor allem zu viel Belästigung durch die Mitbewohner befürchtet. Die doch recht häufige Angabe „zu kleines Zimmer“ erstaunt etwas, denn die Zimmergröße konnten sich die Befragten ja

wünschen. Aber entweder sind die Vorstellungen von einer WG trotzdem von sehr engen persönlichen Zimmern dominiert, oder die Beschränkung auf 1 persönliches Zimmer wird als zu beengend empfunden.

Die Möglichkeit zusätzliche Angaben zu machen wurde nur von wenigen genutzt, hier wird als Motiv für eine WG meist der Wunsch nach Geselligkeit genannt, gegen eine WG die Angst vor Streit mit den Anderen wegen der gemeinsamen Aufgaben oder vor unverträglichen Mitbewohnern.

Auf die letzte Frage antworteten fast alle (21), daß sie ansonsten in ihrer eigenen Wohnung bleiben möchten, solange es geht. Nur 4 interessierten sich für „Betreutes Wohnen“ als Alternative, in ein Heim wollte niemand.

4.3.2 Befragte vor dem Ruhestand

Da auch 30 Personen antworteten, die noch nicht im Ruhestand sind, sollen deren Antworten auch kurz ausgewertet und mit den Ruheständlern verglichen werden.

Es antworteten jüngere Personen im Alter von 23 bis 63, der Mittelwert lag bei 47,8 Jahren. Es waren 13 Männer und 17 Frauen dabei. WG-Erfahrung haben mit 20 erstaunlich viele.

Bei der gewünschten Zimmergröße liegt das Mittel bei 25,9qm und damit wären fast alle zufrieden, denn nur 3 stellen Ansprüche über 40qm, dafür würden sich 5 mit Zimmern unter 20qm bescheiden.

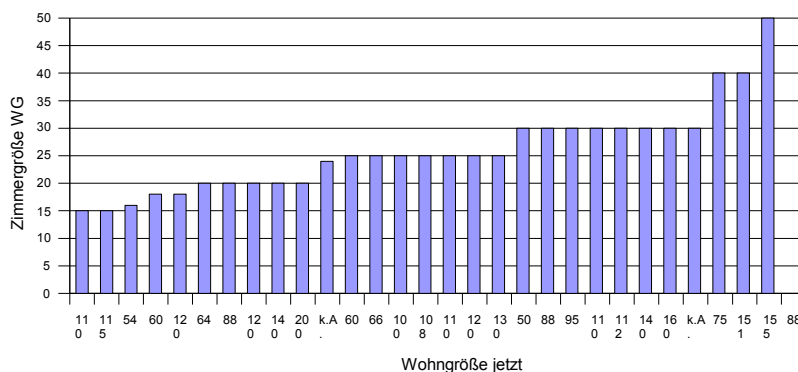


Bild 7: Gewünschte Größe des WG-Zimmers

Auch hier sieht über die Hälfte (57%) ein eigenes WC an unbedingt nötig an, nur 4 würden ganz darauf verzichten. Bei der Küche gibt es einen Unterschied zu den Ruheständlern: Nur 4 (13%) wollen eine Küche für sich, während 20 (66%) lieber eine Gemeinschaftsküche nutzen wollen.

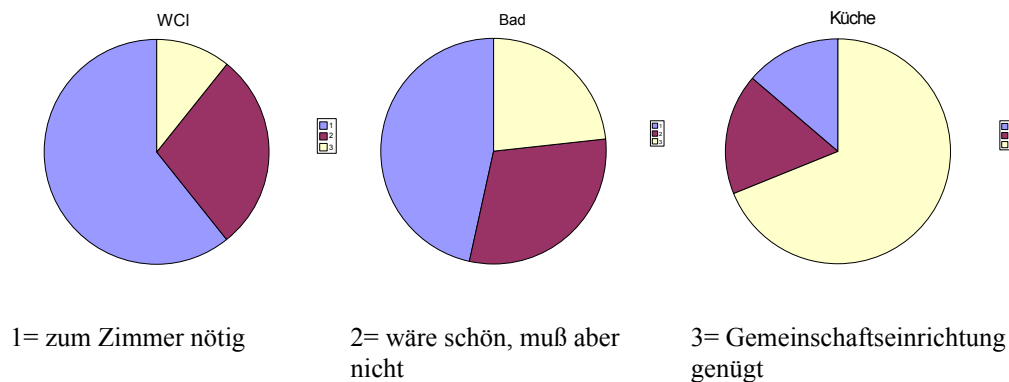


Bild 8: Notwendigkeit eines eigenen WC, Bad, Küche

Bei den sonstigen WG-Räumen werden gefordert (im Vergleich mit den Ruheständlern):

Tab.4 : Wünsche nach Gemeinschaftsräumen in der WG

Raum	Unb.Notwendig		Wünschenswert		Unnötig	
	n.im Ruhe	Ruhest.	n.im Ruhe	Ruhest.	n.im Ruhe	Ruhest.
Wohnzimmer	19 (63%)	40%	10 (33%)	23%	1 (3%)	24%
Gästezimmer	8 (26%)	24%	11 (36%)	36%	11 (36%)	24%
Wirtschaftsraum	8 (26%)	20%	16 (53%)	24%	6 (20%)	36%
Abstellraum	17 (56%)	48%	10 (33%)	36%	3 (10%)	8%
Hobbyraum	2 (7%)	24%	13 (43%)	24%	15 (50%)	40%
Garage	5 (17%)	28%	9 (30%)	28%	16 (53%)	28%
Balkon/Terrasse	17 (56%)	52%	12 (40%)	40%	1 (3%)	4%
Garten	6 (20%)	24%	17(57%)	28%	7 (23%)	28%

Man sieht, daß bei den meisten Räumen die Wünsche unabhängig vom Alter sind. Beim Wohnzimmer zeigen die Jüngeren aber ein größeres Bedürfnis nach Geselligkeit, was sich ja auch schon bei der Küche zeigt.

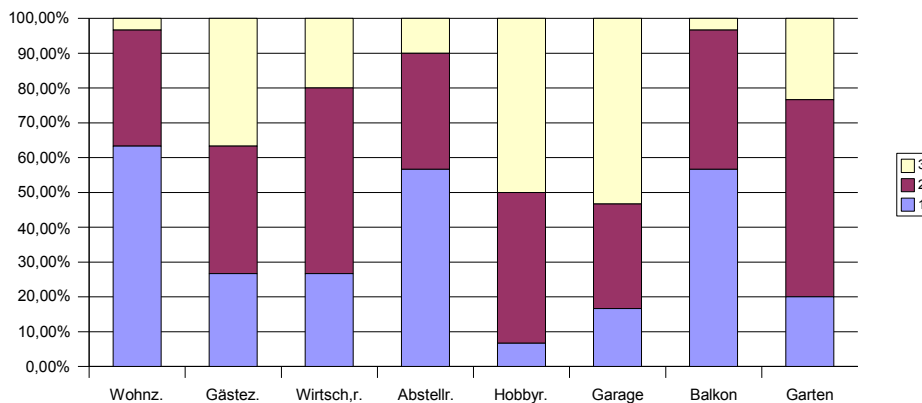


Bild 9: Wichtigkeit von Gemeinschaftsräumen

Die Anzahl der gewünschten Mitbewohner zeigt Tab.6. Die Jüngeren würden sich in der Mehrheit bei ca. 3 Mitbewohnern am wohlsten fühlen

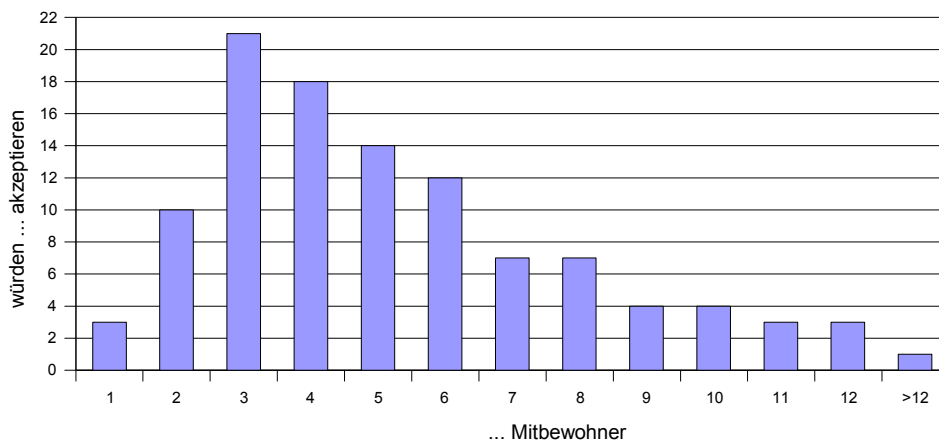


Bild 10: Anzahl der gewünschten Mitbewohner

Mit Menschen gleichen Alters möchten immerhin 5 (17%) der jetzt noch Jüngeren zusammenleben, beim Geschlecht machen 90% aber keine Einschränkungen.

Bei der Gesundheit legen nur 6 (20%) Wert darauf, nur Gesunde in der WG zu haben und 12 (40%) würden sogar mit Pflegebedürftigen zusammenleben.

Dieses erfreuliche Ergebnis muß aber mit Skepsis betrachtet werden, möglicherweise wird von den Jüngeren diese Belastung unterschätzt und die hohe Ablehnung der Ruheständler ist eine realistischere Selbsteinschätzung.

Bei der Nachbarschaft lehnen auch die Jüngeren ein „Alten-Ghetto“ ab und wünschen sich eine normal durchmischte Nachbarschaft.

Bei der Infrastruktur wurden genannt:

Tab. 5: Gewünschte Infrastruktur in der Umgebung

	<i>Sehr wichtig</i>	<i>Wichtig</i>	<i>Weniger Wichtig</i>	<i>Unwichtig</i>	<i>kA.</i>
Ärzte	8	14	7	1	0
Apotheke	6	14	9	1	0
amb. Betreuung	5	15	7	1	2
Café/Kneipe	7	17	5	1	0
Lebensmittel	18	12	0	0	0
Busse/Bahnen	19	8	3	0	0

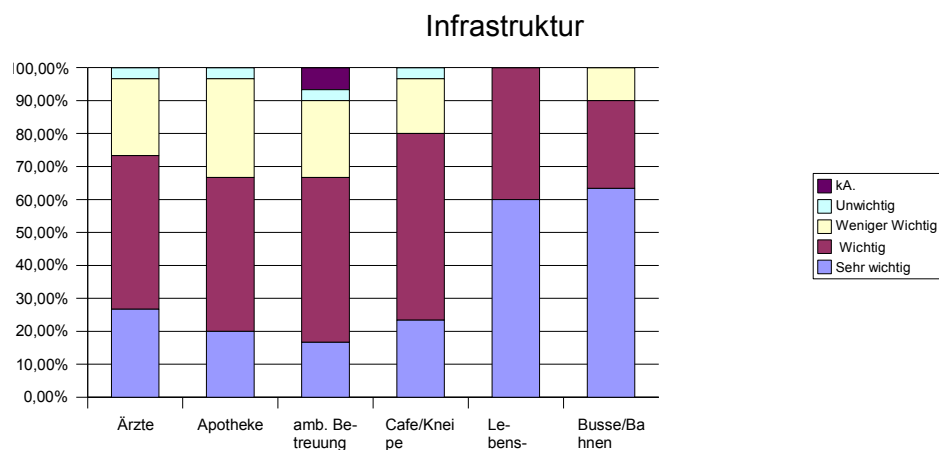


Bild 11: Gewünschte Infrastruktur der Umgebung

Das Vorhandensein von Ärzten und Apotheken wird noch nicht ganz so wichtig gesehen, wie bei den Älteren, die Möglichkeit einzukaufen und mobil zu sein genießt aber auch hohe Priorität. Weit höher als bei den Älteren werden Cafés und Gaststätten in der Umgebung gewünscht.

Bei der Lage gleichen sich die beiden Gruppen, auch hier wollen fast alle in einer ruhigen Lage in einer Stadt leben, für das Leben mitten in einer großen Stadt interessiert sich nur eine Minderheit, ebenso für das Leben auf dem Land. Und auch hier sind mit 12 40% bereit woanders hinzuziehen, 60% wollen in der vertrauten Umgebung bleiben.

Das Interesse an einer WG im Alter ist noch höher als bei den Ruheständlern: 14 der 30 (47%) sind „auf jeden Fall“ bereit, nur 2 würden dies „eher nicht“ wollen. Auch wenn diese 2 WG-Erfahrung haben, läßt sich kein Zusammenhang zwischen früherer WG-Erfahrung und der jetzigen Einstellung sehen.

Zum Schluß noch die Gründe für/gegen ein WG-Leben:

Tab. 6: Gründe für und gegen eine WG

<i>für WG</i>		<i>gegen WG</i>	
nicht allein zu sein	26	zu wenig Privatsphäre	14
Hilfe bei Krankheit zu haben	12	mein Zimmer wäre zu klein	7
sich die Hausarbeit teilen	11	zu viel Belästigung	8
Finanzielle Vorteile	10		

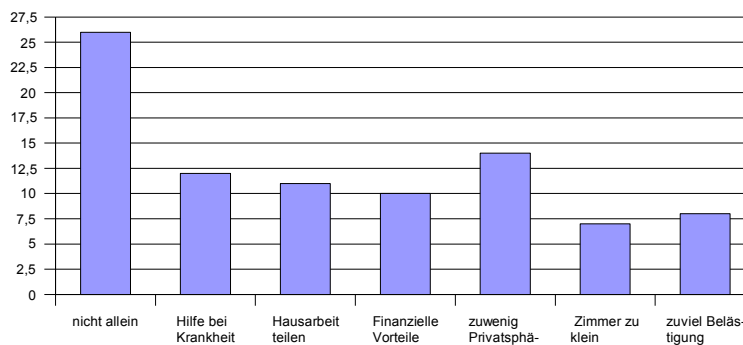


Bild 12: Gründe für oder gegen eine WG

In ein Heim möchte auch in dieser Gruppe niemand ziehen. Die Alternative „Betreutes Wohnen“ wurde mit 33% häufiger genannt als bei der Gruppe der Ruheständler.

4.4 Ergebnis

Fast alle Befragten würden in eine Wohngemeinschaft einziehen, die Hälfte nach einer Probezeit und ein Drittel sogar sofort. Diese Bereitschaft wurde bei den älteren Menschen nicht erwartet. Allerdings muß man berücksichtigen, daß Menschen, die diese Wohnform interessant finden, sich eher an so einer Umfrage beteiligen, als solche, die eine WG ablehnen.

Die räumlichen Ansprüche sind in realisierbarem Rahmen: Die allermeisten wären mit einem Zimmer von etwa 30qm zufrieden, ein kleines Bad müßte dabei sein. Eine eigene Küche wird nur von einer Minderheit gewünscht, diese ließe sich individuell einrichten.

Bei den gemeinsam genutzten Räumen wäre ein Wohnzimmer, Abstellmöglichkeiten und ein Balkon nötig, ein Gästezimmer sollte auch vorhanden sein.

Diese WG sollte in einem Haus und in einer Nachbarschaft mit Menschen aller Altersstufen und Lebensverhältnisse untergebracht sein, eigene Alten-Viertel werden nicht gewollt.

In der näheren Umgebung soll vor allem für die Gesundheit gesorgt sein: Ärzte, Apotheken und ambulante Betreuung sollen vor Ort verfügbar sein. Auch Einkaufsmöglichkeiten für Lebensmittel und den restlichen üblichen Bedarf sind für eine eigenständige Lebensweise nötig. Eine gute Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln sollte die Mobilität erhalten.

Andererseits möchten die Befragten in einer ruhigen Umgebung wohnen, kaum jemand möchte dem Lärm und der Enge mitten in einer großen Stadt ausgesetzt sein. Mit der Lage am Rande des Zentrums einer Kleinstadt oder eines Stadtteilzentrums wären wohl die meisten zufrieden.

Vier bis fünf Mitbewohner wären für die Meisten akzeptabel, mehr sollten es nicht sein. Diese können verschiedenen Geschlechts und Alters sein, hiermit hat kaum jemand Probleme.

Allerdings wünschen sich etliche gesunde Mitbewohner, die Mehrzahl würde zwar noch gebrechlichen Mitmenschen behilflich sein, hat aber Angst davor, mit der Versorgung von Pflegebedürftigen belastet zu werden. Dies ist verständlich, denn die Menschen wollen im Alter nicht noch mit der Fürsorge

für Schwerkranke belastet werden und haben auch Angst dies nicht bewältigen zu können. Dies zeigt sich vor allem bei Männern.

Problematisch wird dies, wenn zunächst gesunde Mitbewohner irgendwann erkranken und auf Dauer viel Pflege benötigen, denn der Sinn einer Wohngemeinschaft liegt ja auch gerade darin, daß diese dann nicht in ein Heim müssen. Aber die Bereitschaft zur Pflege dürfte sich für Mitbewohner, mit denen man schon zuvor jahrelang zusammengelebt hat und bei Unterstützung durch ambulante Pflegedienste eher vorhanden sein. Dies kann aber nur die Praxis zeigen.

Bei den jüngeren Befragten gibt es nur wenig Unterschiede zu Gruppe der Ruheständler. Das Interesse am WG-Leben im Alter und die Bereitschaft zur Geselligkeit ist noch höher. Die höhere Bereitschaft zur Pflege Kranker sollte aber mit Skepsis gesehen werden.

Als Gründe für das Leben in eine WG rangiert die Angst vor dem Alleinsein und die Hilfe bei Krankheit an erster Stelle. Dies dürften dann auch die Ereignisse sein, die die Menschen zum Umzug bewegen könnten: Der Tod des Partners oder der Verlust der sozialen Umgebung und die Verschlechterung des Gesundheitszustands.

5. Fazit

Die Befragung zeigt, daß das Interesse, im Alter in eine Wohngemeinschaft zu ziehen sehr hoch ist und wahrscheinlich mit den künftigen Generationen der Alten weiter steigen wird. Dabei sind die Ansprüche und Vorstellungen durchwegs realisierbar. Daß es trotzdem bislang nur sehr wenig solche Wohngemeinschaften gibt, ist nicht verwunderlich.

Zum einen fehlt es an Initiatoren und Organisatoren für solche WGs. Die künftigen Bewohner sind mit diesen Aufgaben überfordert, zumal wenn die nötigen Wohnungen erst geschaffen werden müssen.

Und dies ist in aller Regel notwendig, denn die üblichen Familienwohnungen verfügen nicht über die die nötigen großen Räume und auch nicht über ein eigenes Bad/WC pro Bewohnerzimmer. Diese nachzurüsten dürfte wegen der erforderlichen Installationen unrentabel sein. So lagen bei einer 200qm-Wohnung in Braunschweig die erforderlichen Umbaukosten bei 85 000 Euro (Raute, 2004).

Es sind also die Gemeinden und die Wohnungsbau-Firmen aufgerufen, den geeigneten Wohnraum zu schaffen. An der Nachfrage für die angebotenen Zimmer sollte es nicht fehlen, zumal auch Jüngere Interesse an dem Bezug eines WG-Zimmers haben dürften und dies von den älteren Mitbewohnern selten auf Ablehnung stoßen dürfte.

Die Pflege Schwerkranker in Wohngemeinschaften dürfte allerdings auf Grenzen stoßen, so daß die Verlegung in ein Heim nötig bleibt. Aber auch die Heime sollten sich auf den Charakter des Wohnen in Gruppen umstellen und sich von der Praxis der „langen Gänge“ („straight shoot corridor“) lösen. Letztlich sollte unsere Gesellschaft ein buntes Angebot an Wohnmöglichkeiten für Alte, Kranke, Singles, Studenten und Familien bieten, von der herkömmlichen Wohnung bis zu Wohngemeinschaften mit verschiedenen Betreuungsmöglichkeiten, so daß es gleitende Übergänge von der selbstständigen Wohngemeinschaft bis zur intensiven Pflege in einer Heim-Wohngruppe gibt und niemand mehr in seiner Wohnung allein vereinsamt oder wegen seiner Hilflosigkeit zum Umzug in ein Heim alter „institutioneller“ Art gezwungen ist.

Ein Problem konnte allerdings nicht Bestandteil dieser Untersuchung sein: Das Zusammenleben verschiedener Menschen in einer Wohnung. Ist dies oft schon bei Familien problematisch, so scheitern viele WG-Projekte trotz guten räumlichen Bedingungen an Streit und Reibereien, die sich im Laufe der Zeit zwischen den Bewohnern ergeben. Hier liegt ein Defizit in unserer Kultur vor, die sozialen Kompetenzen zum Zusammenleben müssen erst noch erworben werden. Daher sollten solche Wohnprojekte anfangs von Psychologen begleitet werden.

Literaturverzeichnis:

Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.) (2003):
Rothenfußer Wohngemeinschaft. Wohngemeinschaft für verwirrte ältere
seelisch behinderte Menschen in München, München, Verfügbar unter:
<http://www.stmas.bayern.de/pflege/ambulant/wg.htm> [7. 9.2007]

DIN 18024/1: Verfügbar unter: <http://nullbarriere.de/din18024-1.htm>
[1.9.2007]

DIN 18024/2: Verfügbar unter: <http://nullbarriere.de/din18024-2.htm>
[1.9.2007]

DIN 18025/1 Wohnungen für Rollstuhlbenutzer und DIN 18025-2
Barrierefreie Wohnungen. Verfügbar unter: <http://nullbarriere.de/din18025.htm>
[1.9.2007]

Florschütz, Sybille (2004): Probleme bei der Gestaltung deckender Kostensätze
- Probleme mit den Kostenträger, in: Kremer-Preiß, Ursula & Stolarz Holger
(2004): Betreute Wohngruppen –ein bedarfsgerechtes Wohnangebot für die
Zukunft, Köln, Kuratorium Deutsche Altershilfe.verfügbar unter:
<http://www.kda.de/files/wohnen/Wohnkonzepten2.pdf> [1.10.2007]

Kahana, Eva (1982): a congruence model of person-environment interaction.
In: M.P. Lawton, P.G. Windley & T.O. Byerts (eds.): aging and the
environment: Theoretical approaches. New York, Springer Publ.Co., S.97-121.

KDA - Kuratorium Deutsche Altershilfe (2006): Wohnen im Alter - Strukturen
und Herausforderungen für kommunales Handel, verfügbar unter:
http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/Publikationen/Publikationen_did=95266.html [1.10.2007]

Kremer-Preiß, Ursula & Stolarz Holger (2006): Ambulant betreute
Wohngruppen - Hilfe für Initiatoren, Köln, Kuratorium Deutsche Altershilfe.
verfügbar unter: http://www.aktion2050.de/cps/rde/xbcr/SID-0A000F0A-3D7547B3/aktion/Band6_Brand__Internet.pdf [1.10.2007]

Lantermann, E.D.(1976):Eine Theorie der Umwelt-Kompetenz:
Architektonische und soziale Implikationen für eine Altenheimplanung. In:
Zeitschrift für Gerontologie, S.433-443

Lawton, M. Powell (1982): Competence, environmental press and the
adaption of older people in: M.P. Lawton, P.G. Windley & T.O Byerts (eds.):
aging and the environment: Theoretical approaches. New York, Springer
Publ.Co., S.33-59.

Raute, Birgit (2004): Stolpersteine bei der Entwicklung der Wohngruppen in Braunschweig – aus Sicht der betreuten Wohngruppen, in: Kremer-Preiß, Ursula & Stolarz Holger (2004): Betreute Wohngruppen – ein bedarfsgerechtes Wohnangebot für die Zukunft, Köln, Kuratorium Deutsche Altershilfe, verfügbar unter:
<http://www.kda.de/files/wohnen/Wohnkonzepten2.pdf> [1.10.2007]

Schachtner, Christel (1989): Ein neues Leben, Alt werden in einer Wohngemeinschaft. Frankfurt/M, Fischer

Schneekloth, Ulrich & Wahl, Hans Werner (Hrsg.) (2005): Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in privaten Haushalten (MuG III), München, verfügbar unter:
<http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Publikationen/mug/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdokument.property=pdf,bereich=mug,sprache=de,rwb=true.pdf> [15.08.2007]

Stolarz, Holger e.a. (1999): Neue Wohnprojekte für ältere Menschen, Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), Düsseldorf

Wahl, Hans-Werner & Lang, Frieder (2003): Altern in räumlichen und sozialen Kontexten in: Spangler e.a. (Hrsg), Newsletter Entwicklungspsychologie 1/2003, Erlangen, verfügbar unter:
http://www.dgps.de/fachgruppen/entwicklungs/pdf/nl2003_1.pdf [06.07.2007]

Weeber Rotraut & Hörmlle Gabriele (1998): Barrierefreies Wohnen für ältere Menschen, insbesondere mit Blick auf Wohngemeinschaften. in: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.): Expertenband zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung: 3. Wohnformen älterer Menschen im Wandel, Frankfurt/M. Campus Verlag, S. 53-111

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Hausarbeit mit dem Thema: **Wohngemeinschaften für das Wohnen im Alter** ohne fremde Hilfe erstellt habe.

Alle verwendeten Quellen wurden angegeben. Ich versichere, dass ich bisher keine Hausarbeit oder Prüfungsarbeit mit gleichem oder ähnlichem Thema an der FernUniversität oder an einer anderen Hochschule eingereicht habe.

Sulzbach-Rosenberg, den

Unterschrift